

## Fortsetzung von Seite 19

halten: «Der Oberst hat niemand, der ihm schreibt». *Alvaro Mutis*, Freund und Kollege, dem García Márquez sein neues Buch gewidmet hat, zitierte aus der frühen Erzählung über jenen Bürgerkriegsveteranen, als er vor Jahren den Versuch unternahm, das Prinzip Hoffnungslosigkeit darzulegen. Er nannte dabei einige Wesensmerkmale, die allesamt auf den neuen Roman zutreffen. Erstes Merkmal sei die Hellsicht – *«Je heller die Einsicht, desto tiefer die Hoffnungslosigkeit, und je weniger Hoffnung, um so breiter der Spielraum wacher Bewusstheit.»* Zweites Merkmal der Hoffnungslosigkeit sei ihre Nichtmittelbarkeit: Die Hoffnungslosigkeit werde intuitiv erfasst, innerlich erlebt, werde zur Materie des Seins selbst, zur Substanz, die allen Äusserungen, Impulsen und Handlungen der Person die besondere Farbe verleiht, doch in den Augen der Mitwelt sei sie nie etwas anderes als Gleichgültigkeit, Entfremdung oder einfach Verrücktheit.

Der dritte dem Hoffnungslosen eigentümliche Wesenszug sei seine Einsamkeit. Sie habe ihren Ursprung u. a. in dem Umstand, dass es den Mitlebenden unmöglich sei, dem, der ohne Hoffnung lebt, liebt, schafft und genießt, auf seinem Weg zu folgen. *«Nur manche Frauen»*, schreibt Mutis (und ich bitte die Leserinnen, dies für einen Moment nicht als besonders hinterhältigen Machismus aufzufassen, sondern als Schwäche, einen zutreffenden Gedanken in die passenden Worte zu kleiden), *«erlernen mittels des sicheren und sehr scharfen Instinkts ihres Geschlechts die Liebe zu den Hoffnungslosen und die Kunst, sie zu behüten.»* Die Frauen in *«Der General in seinem Labyrinth»* scheinen wie geschaffen, um Mutis' Behauptung nachträglich zu verifizieren. Ich denke vor allem an Bolívars Geliebte *Manuela Sáenz*, neben ihm die eigentliche Heldin des Romans, im Grunde freier als er – weil sie der Hoffnungslosigkeit bis zu ihrem Tod widersteht? Oder weil, banal gesagt, ihre Liebe jede Schicksalhaftigkeit sprengt?

Viertes wesentliches Merkmal der Hoffnungslosigkeit ist schliesslich ihre enge und eigentümliche Beziehung zum Tode. Der Hoffnungslose sei letztlich einer, der es fertiggebracht hat, gelassen den eigenen Tod sich einzuverleiben. Der Hoffnungslose weist den Tod nicht ab; er entdeckt vielmehr dessen erste Anzeichen und ordnet sie mit der Zeit in eine Art besonderer Abfolge ein, wie sie einer bestimmten, ihm von jeher bekannten Harmonie zuträglich ist, die nur er ständig wahrzunehmen und neuerschaffen vermag.

Für alle Wesensmerkmale der Hoffnungslosigkeit finden sich bei García Márquez Belege über Belege. Ein mögliches Missverständnis sei dabei vorweggenommen: Bolívar liegt, als Hoffnungsloser, nicht mit der Hoffnung im Zwiß noch mit Augenblicken der Begeisterung noch mit plötzlichen Glücksempfindungen. Im Gegenteil: Gerade damit bewahrt er die noch so kurzlebigen Gründe, die ihn am Leben halten. Wäre García Márquez' General in allen Einzelheiten so ein Hoffnungsloser in Mutis' Sinn – vielleicht liesse sich die Lektüre leichter ertragen. Man würde das Buch nachher zuklappen und weglegen können. Mit einem Seufzer des Bedauerns und des Überdrusses. Das Schlimme aber ist, dass wir Bolívar sind. Wir wissen, er weiss, was falsch gelaufen ist, und wie er sich bei all der Hoffnungslosigkeit immer noch empört und ergriffen und – hoffnungsvoll – teilen wir *«seine fixe Idee: noch einmal von vorn anzufangen»*, wieder und wieder.

Gabriel García Márquez: *Der General in seinem Labyrinth*. Roman. Aus dem kolumbianischen Spanisch von Dagmar Ploetz, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1989. 359 S., Fr. 36.50

## Berliner Begegnungen

Von Stascha Bader (Bilder und Text)

Dezember 1989 am Brandenburger Tor. Reporter, Fernsehteams und Schaulustige warten am Vortag der Öffnung auf die ersten Maschinen der Abbaubrigade. Ich stehe frierend neben George, einem BBC-Kameramann, der mit seiner dicken, abgenutzten Allwetterjacke wie ein Seebär aussieht und mit lustigen Äuglein in die Runde schaut. Wir verfolgen beide mit halbem Ohr das Interview, welches das französische Fernsehteam mit einem Ostberliner Grenzpolizisten macht. *«Die Franzosen haben Stil»*, bemerke ich zum Engländer, *«assortierte Krawatte, gebügeltes Hemd, schicker Mantel, Hut ...»* George hat dazu eine Anekdote von seinem Einsatz in Kabul bereit. *«Da war dieser französische Fotograf, in elegantem Anzug und sauberen Schuhen, mitten im Dreck der zerschossenen Strassen»*, meint er und kratzt sich am Dreitagebart. *«Plötzlich hielt ein Panzer direkt vor uns an. Der Franzose, nicht faul, watete durch den Schlamm und klopfte an die Panzerplatte, bis ein erstaunter Soldat aufmachte. Er schaffte es tatsächlich, im Panzer drin Fotos zu machen. Kaum war er wieder draussen, schlurfte er zu seinem Hotel zurück, um zuerst seine Schuhe und Hosen zu wechseln.»* Er fügt mit anerkennendem Nicken hinzu: *«Die Fotos, die er der Agentur übermittelte, waren phantastisch.»*

Plötzlich kommt Bewegung in die Fernsehteams, George muss zurück an die Kamera: Die Abbruchkrane der Vopos rollen an.

Wo George wohl heute sein mag? An welchen «hot spot» ist er von seiner Nachrichtenredaktion gehezt worden? Die Öffnung der Berliner Mauer ist im kurzlebigen Business der Tagesnachrichten bereits Geschichte. Berlin ist out. Aber für die Menschen in Berlin ist die Öffnung der Mauer nicht nur Geschichte. Sie ist eine Realität, mit der sie zu leben erst noch lernen müssen.

## Rimbaud in Ostberlin

Ich bin erstaunt, dass ich problemlos kurzfristig Theaterkarten für die Volksbühne in Ostberlin bestellen kann. Der Mann am Telefon klärt mich auf: *«Seit der Öffnung der Mauer findet das grössere Spektakel im Westen statt.»* Am Abend befällt mich beim Anblick der DDR-Passkontrolle altbekannter Frust. Völlig zu Unrecht, wie sich herausstellt. So

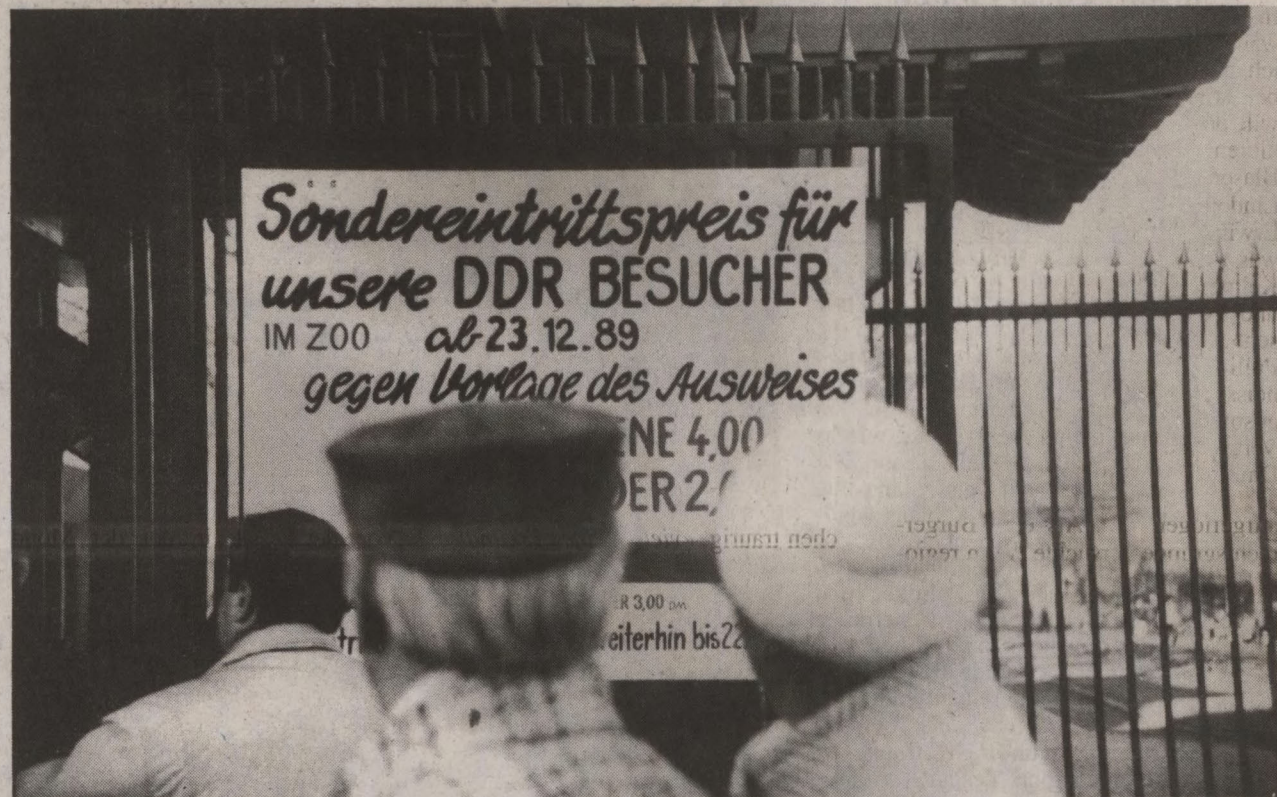
viele freundliche und lachende Polizisten habe ich noch nie gesehen. Direkt unheimlich. Es scheint dem Beamten am Schalter richtig leid zu tun, dass ich 25 DM zwangsumtauschen muss. Der Betrag erweist sich dann als genau richtig, um im Fischrestaurant «Gastmahl des Meeres» gut zu essen und das Theaterticket zu bezahlen.

Alle Zuschauerplätze der Studio- bühne «3. Stock» in der Volksbühne sind von jüngeren Leuten besetzt. Die sechsköpfige Theatergruppe spielt «Das trunkene Schiff» von Jean-Arthur Rimbaud, «nach Motiven des Stücks von Paul Zech». Es geht von Beginn an nicht zimperlich

zu Rimbaud. Alles ist in stetiger Auflösung begriffen. Wirre Koalitionen werden geschlossen. Der Säuer spielt auf dem Klavier die Internationale. Verlaine verspricht: *«Ich werde ein revolutionäres Ballett schreiben.»* Was dabei herauskommt, ist ein Gassenhauer; hinter einer roten Fahne sammelt er seine Anhänger. Rimbaud wird abtrünnig – und erschossen. *«Er hat auf der Seite zwei Löcher, rot. Er ist – tot.»* Nein. Er steht auf und wischt sich das Theaterblut von der Stirn. Rimbaud ist nicht tot. Er lebt.

Paul Zech 1908 zu seinem Stück «Das trunkene Schiff»: *«Die Gestaltung dieses Lebens zum Symbol ei-*

Nachrichten im Fernsehkasten, der hinter der schmierigen Theke flimmert. Als sie erfahren, dass ich ein Schweizer bin, scheinen sie froh zu sein, ihren Frust loswerden zu können. *«Die erste Zeit nach der Maueröffnung war lustig, herzlich und warm»*, erzählt Mario, *«einige Tage bin ich in den eingesetzten Sonderbussen mitgefahren und habe Stadtführer gespielt. Aber was jetzt läuft, finde ich absolute Scheisse.»* Er nimmt einen Schluck aus der Bierdose. *«Am besten fände ich es, wenn nur die Leute im Westen arbeiten dürften, die auch hier wohnen.»* DDR-Pendler bieten ihre Arbeitskraft zu Schleuderpreisen an. Ihre



Sonderpreise für die von drüben: Giraffen und Nilpferde billiger

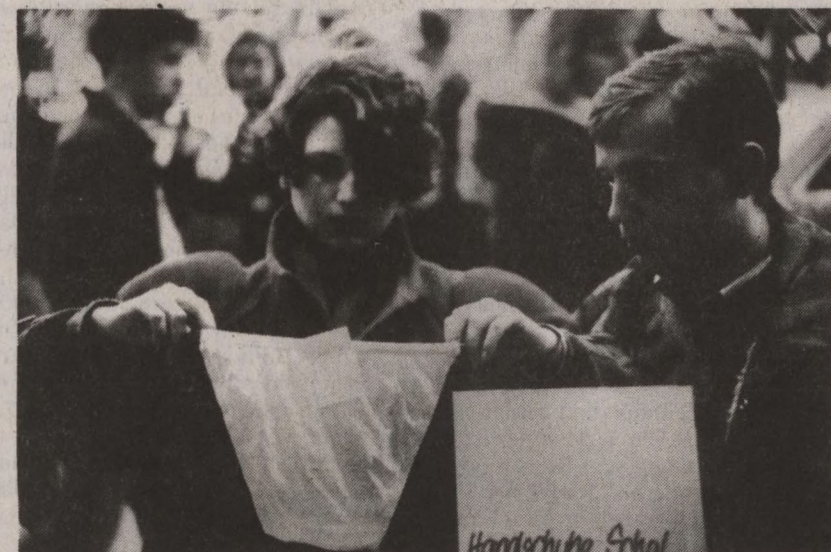
zu und her. Da werden Eier an Stirnen geknallt, Schläge verteilt, wird eine tyrannische Mutter entthront. Der Dichter Rimbaud bricht durch eine Papierwand. Verlaine brüllt: *«We want the world and we want it NOOOOW.»* Banalitäten türmen sich auf Ungeheuerlichkeiten. Mehlwolken werden zerstäubt, Lehm wird auf Leiber geklatscht. Rimbaud muss sich von seinem Gegenspieler Verlaine seine Gedichte regelrecht aus dem Mund saugen lassen. Als Belohnung verkuppelt Verlaine seine Frau mit dem Genie-Dichter. Stärker als seine Eifersucht quält ihn dann allerdings die unerfüllte Liebe

ner kämpfenden Jugend habe ich gerade mit dem Bühnenwerk, das den Namen seiner höchsten Kunstleistung trägt, versucht.» Dass Rimbaud als Symbol einer kämpfenden Jugend auch heute noch aktuell ist, beweist diese stark beklatschte Inszenierung.

## Arme Jugend in Westberlin

Mittag an der Stehbar eines Schnellimbisses am Kottbusser Tor. Ein paar Junge drücken sich ein Sandwich hinein und kommentieren die

Grundbedürfnisse sind mit dem Ostlohn abgedeckt. Die extra verdienten Westmark erlauben ihnen kleine oder grössere Konsumsprünge. Dies bringt auf dem Arbeitsmarkt zusätzliche Spannungen. Fünf, sechs Mark in der Stunde halten die Ostler für angemessen. Die Arbeitgeber bekommen mit den genügsamen, hochmotivierten und disziplinierten Arbeitskräften ein zusätzliches Druckmittel in die Hand. Eine junge Türkin meint: *«Wenn ich bei der Arbeit etwas falsch mache oder zu langsam arbeite, droht mein Chef damit, Frauen aus der DDR einzustellen.»* Jürgen macht dies wütend:



Auch mal wählen dürfen: Ramsch für den Osten



Sowjetischer Soldat: Foto fürs Album

# Ossn? »

«Ich fühle mich zur Zeit als Mensch zweiter Klasse. Ich habe ständig Schiss um meinen Arbeitsplatz und meinen Lohn. Dabei verdiene ich eh nicht tierisch viel.» Mario: «Es stört mich, dass sie so gegen Ausländer eingestellt sind und dann Sprüche kommen wie 'Ausländer raus'. Ich habe die Befürchtung, dass sich der Ausländerhass noch steigert.»

Die drei haben ihr Essen beendet und machen sich nach knappem Gruss auf den Weg. Der Wind bläst mir in den Nacken. Ich trinke meinen Tee aus und schaue nach oben zum grauen Winterhimmel über Berlin.

## Daniel aus Halle

In Berlin fühle ich mich als Stadtwanderer sehr wohl. Natürlich habe ich meine Wanderschuhe nicht dabei, sondern bloss Halbschuhe. Ich will doch nicht den Touristen markieren. Dies bringt mir schmerzhaft Blasen ein. Ich setze mich Unter den Linden Ostberlins ins Café «Egon Erwin Kisch», um meine Beine etwas auszuruhen. Der freundliche Kellner bringt Kaffee mit Cognac und Schlagsahne, einen «Franzosen». Ein junger Typ in hellblauem Pulli setzt sich an meinen Tisch. Er heisst Daniel, ist aus Halle und sehr gesprächig. Ich will wissen, welche Veränderungen es im Osten gibt. Daniel erzählt mir von einem versuchten Wahlbetrug in Halle, der aufgefliegen war. Als eine Bürgerrechtsgruppe versuchte, beim regionalen Gericht zugelassen zu werden, wurde sie mit dem Argument zurückgewiesen, im Westen habe man dazu auch keinen Zutritt. «Mich interessiert doch überhaupt nicht, wie es in der BRD oder in Honolulu zugeht», meint er wütend, «ich will Aufschluss über die Verhältnisse, die mich HIER etwas angehen.»

Seine Statements zeugen vom neuen Selbstbewusstsein der Bevölkerung im Osten, aber auch von Skepsis. Vor allem das Geldgefälle müsse aufgehoben werden, sagt er. «Wenn meine Schwester, die im Westen studiert, nach Hause kommt, staunen wir alle über das viele Geld, das sie heimbringt. 100 DM sind hier 1000 Ostmark wert – ein ganzer Monatslohn.»

Wir bestellen noch einen «Franzosen», und ich frage ihn, was er arbeitet. Er ist Student und Mitherausgeber einer freien Zeitung in Halle. Zur Zeit arbeitet er an einer Fotoserie über Menschen. «Es interessieren mich Menschen, die Knackwurst essen», lacht er, «und zwar im Moment, in dem sie den ersten Biss tun, nach vorn geneigt, um sich nicht vollzumachen.» Er wirft sich in die typische Pose der Knackwurstabbeisser. Es sieht urkomisch aus. Als ich bezahlen will, ist er schneller. «Ich lebe für das Herz und nicht für das Portemonnaie», sagt er. Ich bedanke mich nach Schweizerart mit «Merci vielmal.» Wir schütteln einander die Hand, und ich nehme den Weg wieder unter die Füsse.

## Corin im Flöz

«Corin im Flöz», geht die Mundpropaganda, und «Les extrêmes se touchent», heisst es auf den in der ganzen Stadt hängenden schwarz-goldenen Plakaten. Im Laufe der siebentägigen Konzertreihe im legendären Klub ist das Publikum so angewachsen, dass am letzten Abend viele Gäste abgewiesen werden müssen. Die Konzerte der in Berlin lebenden Bündnerin Corin Curschellas und ihres Klavierpartners Norbert Riechmann (Saxophonist



Bündner Musikerin Corin Curschellas: Warten, bis es Abend wird

Gecco Goldstein war kurzfristig erkrankt) sind ein Erfolg. Die Atmosphäre hinter der Bühne vor dem letzten Auftritt ist herzlich. Wir haben noch etwas Zeit, eine Zigarette zu rauchen und zu quatschen. «Ach, Berlin ist so leer», meint sie ein bisschen traurig. «viele meiner Freunde sind nicht mehr da. Dann nützen dir all die vielen anderen Leute auch nicht viel. Angeblich sollen es ja fünf Millionen sein, die zur Zeit in Berlin leben.» Ich frage sie nach ihrem Leben hier. «Ich liege den ganzen Tag im Bett und warte, bis es Abend wird. Am Abend spule ich sechs Stunden durch ...», sie lacht und zeigt ihre schönen Zähne, «... und falle danach todmüde ins Bett.»

Es ist soweit. Ich mische mich unters Publikum, Corin und Norbert betreten unter Vorschussaplaus die Bühne. Sie beginnen mit Corins neuem Lied.

This is the evening of the cry  
halfmoon is slowly hanging by

although we say December  
the wind is blowing tender  
It's hotter than July

Von ihrer Stimme geht eine Magie aus, der sich niemand im vollbesetzten Saal entziehen kann. Sie singt von der Stadt, in der der Mond «preussisch gelb» scheint, und vom Berlin der vergewaltigten Frau in einem Hauseingang. Sie singt vom Berlin mit dem gelifteten Grinsen und ihrer Angst vor der Wiedervereinigung: «Deutschland ist unheilbar.» Ihre Lieder sind bitterböse Anklagen gegen eine Welt ohne Poesie und ein Plädoyer für die Freiheit. Aber nicht die Freiheit der Wahl zwischen Trabi und VW.

I took a walk with a girlfriend of mine  
by lanternshine  
she said: I want no money no fame  
no job  
all I really need is hope  
that we survive that hysterical jive

Nach den Zugaben sitzen wir alle an der Bar: Corin und ihre Freundinnen und Freunde. Angelika erzählt uns den neusten Witz. «Es ist eigentlich kein Witz», sagt sie, «es ist vielmehr der neuste Standard-Abschlepper.» Wir wollen wissen, wie der geht. «Da sagt die schöne Unbekannte zu ihm – und das ist wahr, ich hab's selbst gehört –: 'Ich geh' nach Hause. Kommst du mit?'» Wir prusten los. So einfach ist das. Dies würde ich mir auch wünschen. Corin ist guter Laune und redet mit allen gleichzeitig. Sie ist der Stern des Abends.

Einige Zeit und ein paar Drinks später fahre ich mit der U-Bahn nach Hause. Sibylle hat den gleichen Heimweg. Plötzlich fragt sie: «Hast du Lust, noch etwas trinken zu gehen?» Ich denke nach, schaue sie an, und sage nein. Sibylle steigt bei der nächsten Station allein aus, winkt zum Abschied. Ich winke zurück. Schade. Ich wäre gern mit ihr gegangen. Wieso fahre ich dann allein

weiter? Die Erklärung kommt mir selbst unbegreiflich vor: Ich fand an ihr kein einziges Fleckchen Farbe. Alles grau. Grau der Mantel, grau der Schal, grau die Hose, grau die Strümpfe. Alles, alles grau. Ich sinniere über die verborgenen Wege Gottes und steige auf der menschenleeren U-Bahnstation aus.

## 01.55-Blues

«Verdammt, ich hab' den Anschluss zur letzten U-Bahn verpasst», flucht die Berlinerin mit der schwarzen Lederjacke beim Ausgang zum Mehringdamm. Mir geht es ebenso. Wir stellen uns an die Haltestelle des Nachtbusses. Sie ist nicht gesprächig, stellt sich an den Strassenrand und hält den Daumen raus. Ich studiere den Fahrplan. Schon hält ein Mercedes und nimmt sie mit. «Wo jeh't zum Süstean», redet mich plötzlich eine Stimme von hinten an. Ich drehe mich um. Ein junger Typ um die 18 mit einer massiven Alkoholfahne fragt wieder: «Wo jeh't zum Süstern.» Ich antworte: «Ich weiss nicht, ich bin nicht von hier.» Seine Miene hellt sich auf: «Bissee ooch us'm Ossn?» Ich sage: «Nein, ich bin aus dem Süden.» Strahlend schlägt er mir die Hand auf die Schulter und bietet mir eine amerikanische Zigarette an. Qualmend lächeln wir einander an. Zum Glück kommen eingeborene Berliner vorbei und erklären ihm, wo er hin muss. Wir verabschieden uns. Er rennt über die Strasse. Flatsch, liegt er flach auf dem Grünstreifen. Er rappelt sich auf und steigt in den Nachtbus der Gegenfahrbahn. Ich denke: Jugend unter Kulturschock. Ich bin schon vielen komplett besoffenen Ost-Teenagern begegnet. In der U-Bahn, auf der Strasse. Immer fragen sie nach dem Weg. Sie scheinen wirklich die Orientierung verloren zu haben. Ich wünsche ihm viel Glück.

Es ist 01.55 Uhr. Ich stehe immer noch frierend an der Haltestelle, im Mund einen ekligsten Rest Nikotingeschmack. Verdammt. Der Nachtbus müsste schon längst hier sein. Ob ich auch mal den Daumen hinaushalten soll? Zehn Minuten später werde ich vor meiner Haustüre abgesetzt. Von einem freundlichen Autofahrer in schwarzer Lederjacke. Na also. Es gibt also doch noch Grund zur Hoffnung.



Ost meets West: Hochzeit an der Mauer